

Das Archiv archivieren : ("Constitui constituere" 2)

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Beiträge zur nordischen Philologie**

Band (Jahr): **39 (2005)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

15. Das Archiv archivieren (>Constitui constituere< 2)

Skrif-öfning

Archiatern kom in i *archivet* för att se efter några papper. Han fann der allt i ett *chaos*. – *Orchestern* spelade en *choral*, som gaf *echo* i *Salen*, så att alla *Architekter* förundrades.

Almqvist: *Svensk rättstafnings-lära*¹⁰⁵

Während sich der Bezug zur Anekdote aus einem textanalytischen Blickwinkel rechtfertigen läßt, scheint ein entscheidendes Kriterium gegen die Verwendung der Gattungsangabe zu sprechen. Denn obwohl tatsächlich einige kürzere Anekdoten in den Text eingefügt sind, die auf konkrete historische Persönlichkeiten Bezug nehmen, scheint der Text insgesamt nicht auf die Faktifizierung des Fiktionalen hin konzipiert zu sein, die die Anekdote sowohl bei Novalis als auch bei den Vertretern des New Historicism auszeichnet. Der Einwand läßt sich allerdings ziemlich leicht entkräften: Denn wenn die Öffnung narrativer Strukturen auch nicht auf die rahmende Kontextualität eines Geschichtsdiskurses zielt, durch den hindurch Geschichte sich in der Textbewegung ereignen kann, so ist sie doch auf die grundlegenden Rahmensezungen wissenschaftlicher Diskurse bezogen, wodurch sich ›Wissen‹ selbst im Text ereignet. Wohlgermerkt ›Wissen‹ und nicht ›Wissenschaft‹, denn ›Wissen‹ bezieht sich – wie erwähnt – nicht auf eine Einzeldisziplin, sondern auf das allgemeine sprachliche Fundament, über das sich die Einzeldisziplinen konstituieren. Dabei resultiert das sich ereignende Wissen nicht nur aus der beschriebenen Öffnung narrativer Strukturen, sondern aus dem Aufbrechen noch grundlegenderer diskursiver Formationen. Die Rahmenbrechungen vollziehen sich – wie beschrieben – auf der Signifikantenebene und fungieren so als Reflexion der medialen und rhetorischen Modalitäten, die es nicht nur erlauben, Texte zu lesen, sondern die es überhaupt erst ermöglichen, von ›Text‹ als (wie auch immer zu definierender) diskursiver Einheit zu sprechen. Was sich somit im Text ereignet, sind die durch die Relation der Buchstaben selbst ausgelösten Bewegungen, durch die Texte als Texte überhaupt erst generiert werden können. Die Analyse dieser Bewegungen aber erfordert genau jene Fixierung auf die ›Signifikantenlogik‹ und die Tätigkeit des Schreibens, die auch diese Handschrift auszeichnet.

¹⁰⁵ Almqvist 1829, S. 18-19. »Schreib-Übung / Der *Archivar* kam in das *Archiv*, um dort nach einigen Papieren zu sehen. Er fand dort ein einziges *Chaos* vor. – Das *Orchester* spielte einen *Choral*, der ein *Echo* im Saal erzeugte, so daß sich alle *Architekten* wunderten.«

15.1. Invagination enzyklopädischen Wissens (Almqvist mit Novalis)

Innerhalb des Konvolutes der in Amerika entstandenen Schriften nimmt das *Anecdoticon* zusammen mit dem Text zu Plinius' *Historia Naturalis* zweifelsohne eine zentrale Stellung ein. Beide Handschriften reflektieren indirekt über die Gesamtstruktur der Sammlung und thematisieren somit – gemäß der im weitesten Sinne sprachreflexiven Intention all dieser Texte – die Frage nach der sprachlichen und medialen Bedingung der Möglichkeit, einzelne Wissenschaften in einen übergreifenden Ordnungszusammenhang zu integrieren. Dies ist nichts anderes als die Frage nach der sprachlichen und medialen Bedingung der Möglichkeit einer »Wissenschaft der Wissenschaften«. Es geht also um eine Potenzierung der Enzyklopädie, die Novalis mit dem Begriff »Encyklopädik« bezeichnet hat: »Die W[issenschafts]L[ehre] ist eine wahrhafte, unabhängige, selbstständige Encyklopädik. – W[issenschaft] d[er] W[issenschaften].« (NoW, 481)

Ich habe schon im Zusammenhang mit der Interpretation von *Om Plinii Historia Naturalis* darauf hingewiesen, daß sich Almqvists theoretisches Interesse an der Enzyklopädie ›biblio-biographisch‹ erklären ließe. Ich verweise noch einmal auf das Projekt der ersten französisch-schwedischen Enzyklopädie von Jacob Johan Anckarström und Carl Christoffer Gjørwell (Almqvists Großvater), bei der die im *Anecdoticon* aufgegriffene Frage nach der Funktion einer alphabetischen Nomenklatur schon auf dem Titelblatt angesprochen wird. Die französisch-schwedische Enzyklopädie sollte über Register in drei weiteren Sprachen (Lateinisch, Schwedisch, Dänisch) verfügen, welche es ermöglichen sollten, die durch die Enzyklopädie hergestellte ›Ordnung der Dinge‹ in verschiedene Sprachen zu transformieren.

In diesem Zusammenhang allerdings erscheint mir der Hinweis auf das aufklärerische Projekt Gjørwells weniger entscheidend zu sein als der Verweis auf die ›Geschichte der Pedantenpolemik‹, die ich in Kap. 6 resümiert habe. Dabei habe ich u.a. gezeigt, daß die Entstehung des enzyklopädischen Denkens im 18. Jahrhundert nicht nur eng mit der Pädagogik, sondern sogar eng mit unterschiedlichen Konzepten der Alphabetisierung verbunden war.¹⁰⁶ Die im frühen 19. Jahrhundert formulierte Kritik an den unterschiedlichen pädagogischen Konzepten der Aufklärung ist somit immer auch als Kritik an dem starren Ordnungswahn des inventarisierenden enzyklopädischen Denkens zu verstehen.

Nun gibt sich das *Anecdoticon* kaum mit der plakativen Ironie zufrieden, die das Denken über die *Encyclopédie* im frühen 19. Jahrhundert prägte. Vielmehr versucht der Text (wie ich zu zeigen versucht habe) umgekehrt, die Geistlosigkeit einer solchen Kritik am »Alphabetismus« bloßzustellen. So handelt es sich bei dem *Anecdoticon* m.E. um den Versuch, das enzyklopädische Denken mit seinen eigenen Mitteln in Bewegung zu bringen und über sich selbst hinauszutreiben. Die oberflächliche sprachliche Struktur, die die Enzyklopädie als ein mit den Techniken der Rahmung und des Verweises operierendes Textsystem auszeichnet, wird instrumentalisiert und

¹⁰⁶ Vgl. Henningsen 1966 und te Heesen 1997.

gleichermaßen gegen den ›statischen‹ Formalismus der Enzyklopädisten selbst wie gegen ein organizistisches Denken ausgerichtet, welches die ›Oberflächenwirkung‹ der Sprache im Hinblick auf ihre Bedeutungsfunktion zu negieren versucht.¹⁰⁷

Kurioserweise könnte dieser Versuch, das Denken der Aufklärung mit seinen eigenen Mitteln zu potenzieren, durchaus als eine ›romantische‹ Strategie bezeichnet werden.¹⁰⁸ Dies ließe sich am prägnantesten an Novalis' ausführlichen Reflexionen über die ›Encyklopädik‹ illustrieren, die *Das Allgemeine Brouillon* durchziehen. Schon die Herausgeber des Textes betonen, daß Novalis den Ausdruck sehr eigensinnig verwende und daß sich die unter dem Stichwort ›ENC[YCLOPAEDISTIK]‹ rubrizierten Einträge eher auf die Wissenschaftslehre Fichtes beziehen ließen denn auf das Jahrhundertwerk von d'Alembert und Diderot:

Ob N[ovalis] bei seinem Projekt dabei je an Enzyklopädie im heute geläufigen Sinne dachte, ist fraglich: ›Enzyklopädie‹ – von griechisch ›enkyklios paideia‹ gebildet, der ›Kreis der Bildung‹ oder der ›Umkreis des Wissens‹ – hatte er wohl von Anfang an eher auf eine abstrakt darzustellende Substanz der Wissenschaften bezogen und dabei die Akzidenz ihrer Materialien nur in bezug auf die Darstellung betrachtet, das *Register*, wie er in einem späteren Plan zur Redaktion seines Buches schreibt (Nr. 571). Die ›Substanz‹ der Wissenschaften konnte nicht in den *Inventarien* der zeitgenössischen Universallexika liegen (z.B. in den 68 Bänden von Zedlers ›Universallexikon‹, 1731 bis 1754), da sich diese in Bezug auf das aktuelle Wissen zu unbeweglich zeigten, sondern eher in der ›Wissenschaftslehre‹ Fichtes, deren universeller Anspruch, Wissenschaft der Wissenschaften zu sein, von den Frühromantikern nicht zurückgenommen wurde: *Die Wissenschaftslehre ist eine wahrhafte, unabhängige, selbständige Encyklopädik* (Nr. 56).¹⁰⁹

Auch wenn die prononcierte Auseinandersetzung mit d'Alemberts und Diderots Enzyklopädieprojekt – d.h. die Ersetzung einer klassifikatorischen, ›alphabetisierenden‹ Ordnung durch dynamische, prozeßhafte und fluktuierende Gliederungskon-

¹⁰⁷ Zur bewußt ›oberflächlichen‹ und ›tableauartig‹ angelegten Struktur der *Encyclopédie* vgl. d'Alemberts Einleitung und Diderots Artikel ›Enzyklopädie‹. Grundsätzlich ist zu sagen, daß die Herausgeber bewußt mit dem Gegensatz der Pragmatik einer kontingenten alphabetischen Anordnung der Lemmata und der Programmatik einer ›offenen‹ Netzstruktur operieren, die sich aus den Querverweisen zwischen den Artikeln ergibt (und die – wie etwa in den berühmten Abbildungen der Bäume des Wissens – separat dargestellt, den jeweiligen Zustand des allgemeinen Wissens repräsentieren kann). Zu Begriff, Struktur und Geschichte des enzyklopädischen Denkens und dem entscheidenden Bruch um 1800 vgl. Dierse 1977, Neumann 1999b und Balke 2001. Daß es sich bei der Übernahme ›enzyklopädischer Schreibweisen‹ um ein übliches Textverfahren einer sprach- und zeichentheoretisch versierten ›literarischen Moderne‹ handelt, zeigen Moritz Baßler, Christoph Brecht, Dirk Niefanger und Gotthart Wunberg, die die Anwendung enzyklopädischer Verfahrensweisen in literarischen Texten auf die Entdeckung von Textur und Lexemautonomie in der Literatur um 1900 zurückführen. Der Verzicht auf einen organisierenden semantischen Rahmen, der das enzyklopädische Schreiben auszeichne, wird dabei in Anlehnung an Überlegungen von Eco und Deleuze/Guattari als Etablierung einer anderen, ›kartographisch‹ organisierten Struktur der Textsemiose interpretiert. Vgl. Baßler u.a. 1996, S. 293-332.

¹⁰⁸ Zur Einschätzung der Romantik als ›Aufklärung der Aufklärung‹ vgl. den entsprechenden Artikel im *Romantik-Handbuch*, und – im Kontext der schwedischen Romantik – Bak 1998, der just auf die Potenzierung der Enzyklopädie Bezug nimmt.

¹⁰⁹ Kommentar von Hans Jürgen Balmes in NoW 3, 475.

zepte¹¹⁰ – zweifelsohne im Zentrum von Novalis' (wie Almqvists) Interesse an der »Encyklopädik« steht, halte ich eine zu deutliche Abgrenzung für gefährlich. Denn die einfach nachvollziehende Opposition zu diesem aufklärerischen Konzept einer »Wissenschaft der Wissenschaften« verdeckt, daß die Beschäftigung mit der »Encyklopädik« auch mit einer Distanznahme zu Fichtes Konzept einer Wissenschaftslehre einhergeht (vgl. Kap. 4.3). Die Ablehnung des symbolischen Anspruches der französischen Enzyklopädie geht nämlich nicht – wie bei Fichte oder Hegel – mit dem Versuch einher, eine neue Metawissenschaft zu begründen, d.h. Allgemeines und Besonderes erneut durch Sprache zu vermitteln.

Ich will dies an einer Definition zur »vollendeten Wissenschaft« illustrieren, die Novalis ebenfalls unter dem Stichwort »Encyclopaedistik« anführt:

176. ENC[YCLOPAEDISTIK]. *Universale Poëtik* und vollst[ändiges] System der Poësie. Eine Wissenschaft ist vollendet, 1. wenn sie auf alles angewandt ist. – 2. wenn alles auf sie angewandt ist – 3. Wenn sie, als abs[olute] Totalitaet, als Universum betrachtet – *sich selbst* als abs[olutes] Individuum mit allen übrigen W[issenschaften] und K[ünsten], als relat[iven] Individuen, untergeordnet wird. (NoW 2, 505)

Die erste Bedingung einer »vollendeten Wissenschaft« läßt sich leicht mit einem landläufigen Verständnis der Enzyklopädie in Einklang bringen. Sowohl d'Alembert und Diderot als auch Hegel gehen davon aus, mit ihren »enzyklopädischen« Darstellungen eine Grundlage zu bieten, auf der sich alle Wissensgebiete (samt ihrer Geschichten) verorten bzw. in einen übergreifenden geistesgeschichtlichen Prozeß einbinden lassen. Spannender wirkt da schon der zweite Punkt. Denn die Frage nach der Anwendbarkeit anderer Disziplinen auf die Enzyklopädik ist direkt mit dem Problem der Akzidentalität verbunden, auf der die Setzung einer »Wissenschaft der Wissenschaften« notwendigerweise beruht. Jede Anwendung einer speziellen Disziplin auf die Metawissenschaft droht den »blinden Fleck« aufzudecken, über den sich das enzyklopädische Wissen konstituiert. So fiel es schon um 1800 kaum schwer, die Statik der französischen Enzyklopädie etwa aus dem philosophiehistorischen Blickwinkel des deutschen Idealismus kritisch zu beleuchten.

Doch Novalis begnügt sich nicht mit dieser Perspektive, sondern fordert mit seiner »Encyklopädik« zu einem ständigen Weiterdenken auf: Jegliche gewonnene metawissenschaftliche Position kann über den Rahmen einer beliebigen Einzeldisziplin – sei es »*Numismatik. Selbst Heraldik. Krugs Encyclopaedie. Aelteste Physik. Modenlehre – Kleidungslehre. Kochkunst. Meublementslehre. Adoratslehre. Farbenlehre. Akustik*« (NoW 2, 494) – neu perspektiviert werden (hier wird verständlich, wieso Novalis im Zusammenhang mit der »Encyklopädik« von einer »universalen Poëtik« spricht).¹¹¹ Ja, Novalis scheint sogar indirekt dazu aufzufordern, die Perspektive umzukehren: Das heißt etwa zu untersuchen, ob die geistesge-

¹¹⁰ Vgl. Neumann 1999b, S. 481-482.

¹¹¹ Vgl. Neumann 1999b, der auf die Nähe zum modernen kulturwissenschaftlichen Projekt einer Kulturpoetik aufmerksam macht (unnötig darauf hinzuweisen, daß sich just zu den im Zitat angesprochenen Themengebieten lange Ausführungen in *Om svenska rim* finden).

schichtlichen Konzepte um 1800 nicht ihrerseits unter dem Blickwinkel des aufklärerischen, enzyklopädischen Denkens betrachtet und in ihrem totalitären Anspruch in Frage gestellt werden können.

Die Provokation dieses Ansatzes wird insbesondere in einem Eintrag der Sammlung deutlich, in dem Novalis direkt dazu auffordert, die unterschiedlichen Konzepte ›werdenden Wissens‹ ihrerseits als ›Tableaus‹ in Form von Kupfertafeln darzustellen, wie sie der französischen Enzyklopädie beigelegt waren (etwa die berühmte Tafel der Wissenschaften, auf die im Zitat angespielt wird):

240. ENC[YCLOPAEDISTIK]. Wie werden die *philosophischen Kupfertafeln* beschaffen seyn?

Dahin gehören schon die Kategorieentafel – das Fichtische theoretische System – die Dyanologie – die Tafeln an der *Logik v[on] Maaß* – die Bacosche Tafel der Wissenschaften etc. Tabellen etc.

[...]

Geografische – Geognostische – *mineralogische* – chronologische – mathematische – technologische – *chymische* – Cameralistische – politische – galvanische – physikalische – Artistische – physiologische – musicalische – heraldische – Numismatische – statistische – philologische – Grammatistische – psychologische – Litterairische – *philosophische* Kupfertafeln. Die *Pläne* vor d[en] Büchern sind gewissermaßen schon Kupfertafeln – (Die Alphabete) – Die Indices sind die *Speciellen* Wörterbücher und Encyclopaedieen. / Die Geometrie z.B. in eine große Tabelle gebracht – die Arythmetik – die Algéber etc. / Alle mögliche *litterairische* artistische und *weltliche* Geschichte muß in *Tafelnsuiten* gebracht werden können. (Je weniger ein Buch in eine Tafel gebracht werden kann, desto schlechter ist es.) (NoW 2, 516)

Die Art und Weise, mit der Novalis dazu auffordert, die verdrängten (mechanischen) Grundlagen der auf die ›Tiefe des Geistes‹ rekurrierenden Metaerzählungen in anschauliche Graphiken zu übersetzen, erinnert an die Provokation, mit der die frühen Strukturalisten die kaschierte Selbstverständlichkeit hermeneutischer Analyseverfahren in abstrakte Modelle zu transformieren und ›an die Oberfläche‹ zu bringen versuchten. Es ist deshalb kaum erstaunlich, daß sich Roland Barthes 1964 um eine ›Rehabilitierung‹ des enzyklopädischen Projektes bemüht, wobei er in seiner Analyse auf die Gewalt aufmerksam macht, die der Bewegung eines Verstandes innewohnt, der die Rückseite der Dinge an die Oberfläche zu holen versucht. Dabei bezieht sich Barthes auf die Darstellungstechnik der Illustrationen in der Enzyklopädie, in der harmlose Vignetten als »realistische Repräsentant[en] einer einfachen vertraulichen Welt«¹¹² neben analytischen Darstellungen stehen, die den Mechanismus aufzeigen, der sich hinter den Dingen verbirgt:

Sobald man sich jedoch von den Vignetten abwendet und die analytischen Bilder betrachtet, wird die friedliche Ordnung zerstört, und an ihre Stelle tritt eine gewisse Form von *Gewalt*. Alle Kräfte des Verstands und des ›Unverstands‹ vereinen sich in dieser poetischen Unruhe; [...] Kann der analytische Geist, diese Waffe des triumphierenden Verstands, nur die erklärte Welt durch eine zu erklärende neue Welt nach einem unend-

¹¹² Barthes 1989, S. 47.

lichen Zirkularitätsprozeß verdoppeln, der demjenigen des Lexikons gleichkommt, wo das eine Wort nur durch andere Wörter definiert werden kann, wo das Bestimmte ohne Ende in einer entkräftenden Bewegung ist, Tributpflichtiger des Bestimmbaren: Wenn man in die Details ›geht‹, die Wahrnehmungsniveaus verschiebt, das Versteckte entschleiert, die Elemente aus ihrem praktischen Kontext herauslöst, den Gegenständen ein abstraktes Wesen gibt, kurz, wenn man die Natur ›öffnet‹, kann das enzyklopädische Bild sie in einem gewissen Moment nur überschreiten, an die Übernatur selbst heranreichen: Durch die Kraft des didaktischen Charakters, der hier eine Art heftigen Surrealismus hervorbringt (ein Phänomen, das man auf doppeldeutige Art in der sinnverwirrenden Enzyklopädie von Flauberts *Bouvard und Pécuchet* wiederfindet): Will man zeigen, wie die Reiterstatuen gegossen werden? Man muß sie in eine extravagante Wachsvorrichtung mit kleinen Bändchen und Stützen einhüllen: Welcher ›Unverstand‹ könnte diese *Grenze* erreichen (ohne von der gewaltsamen Entmystifizierung zu sprechen, die den Krieger Ludwig XIV. auf diese entsetzliche Puppe herabwürdigt). Auf eine generelle Art ist die *Enzyklopädie* kraft der Vernunft fasziniert von der Rückseite; sie schneidet, sie amputiert, sie höhlt aus, dreht um, sie will *hinter* die Natur dringen. Also ist alles Rückseitige sinnverwirrend: Besonders auf der Bildebene sind Wissenschaft und Para-Wissenschaft vermischt. Die *Enzyklopädie* hört nicht auf, eine pietätlose Fragmentierung der Welt vorzunehmen, aber was sie an der Grenze dieses Bruchs findet, ist nicht der gänzlich reine Urzustand der Ursachen. Das Bild zwingt sie meistens, einen eigentlich *unverständigen* Gegenstand wieder zusammensetzen; ist die erste Natur einmal aufgelöst, taucht eine andere Natur hervor, ebenso geformt wie die erste. Mit einem Wort, das Aufbrechen der Welt ist unmöglich: Ein Blick genügt – der unsrige – damit die Welt immerwährend vollständig ist.¹¹³

Angesichts der überraschenden Schlußfolgerung von Roland Barthes drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob das skizzierte »Aufbrechen der Welt« nicht doch in dem Augenblick möglich wäre, in dem der rahmende Blick selbst ins Visier der »schneidenden Analyse« gerät. Daß die Analyse dieses Blickes nicht zwingend an das Zerschneiden des Auges gebunden ist, welches d'Alembert und Diderot tatsächlich (lange vor Buñuel) in der Schautafel zum Artikel ›Chirurgie‹ präsentieren, sondern vielmehr die spezifischen medialen Voraussetzungen betrifft, welche diese drastische Form der Selbstreflexion zu veranschaulichen und im ›Rahmen‹ der Enzyklopädie aufzuheben helfen, dürfte angesichts der Ausführungen Barthes' deutlich geworden sein.

Damit sind wir direkt bei dem komplexesten, dritten Punkt der von Novalis vorgeschlagenen Bedingungen für eine »vollendete Wissenschaft« angekommen, also bei der Aufforderung, daß sich das enzyklopädische Denken *sich selbst* unterzuordnen – und das hieße mit Barthes gesprochen sich selbst ›zu analysieren, zu schneiden und zu amputieren‹, sich ›auszuhöhlen und umzudrehen‹ habe. Das gesamte *Brouillon* ist von entsprechenden transzendentalpoetischen Anweisungen durchzogen, die dazu aufrufen, die mit dem Denken verbundenen Tätigkeiten – »Lesen, Beobachten und Schreiben« – ständig in selbstrekursiven Schleifen zu potenzieren.¹¹⁴

¹¹³ Barthes 1989, S. 47-48. Ich habe die Passage in aller Ausführlichkeit zitiert, da sie den Kern der pervertierenden Textverfahrensweise zu treffen scheint, mit der Almqvist in seinen späten Schriften operiert.

¹¹⁴ Vgl. etwa den Eintrag 575: »Mannichfaltig combinirte Autorbewegungen oder Operationen –

Im Rahmen des enzyklopädischen Konzeptes beinhaltet dies auf abstraktester Ebene eine Autoreflexion des ›Tableaus‹, also eine Reflexion der ›Oberfläche‹, auf der die bezeichneten Dinge verortet werden können.¹¹⁵ Es geht um die Möglichkeit, die Atopie zu denken, die sich hinter diesem sprachlich oder graphisch konstituierten ›Raum des Wissens‹ verbirgt. Bei Novalis führt dies u.a. zu einer enzyklopädischen Reflexion jener paratextuellen Elemente, auf die sich das enzyklopädische Wissen als ein in einem *einzigem* Raum (auf einer Karte, in einem Buch) präsenten Wissen gründet:

550. PHILOLOG[OGIE]. Was soll eine *Vorrede*, ein *Titel*, ein *Motto*, ein *Plan* – eine *Einleitung* – eine *Note*, – ein *Text*, eine *Beylage* (Kupfertafeln etc.) ein *Register* seyn – und wie werden diese eingetheilt und *Classificirt*. Der *Plan* ist die *Combinationsformel* des Registers – der *Text* die *Ausführung*. Die *Vorrede* eine *poëtische Overture* – oder ein *Avertissement* für den *Leser*, wie für den *Buchbinder*. Das *Motto* ist das *musicalische Thema*. Der *Gebrauch* des *Buches* – die *Phil[osophie]* seiner *Lektüre* wird in der *Vorrede* gegeben. Der *Titel* ist der *Namen*. *Doppelter* und *erklärter Titel*. (*Gesch[ichte]* d[er] *Titel*.) *Definition* und *Classificat[ion]* des *Namens*. (NoW 2, 598)

588. *Sachregister* – *Namenregister* – der *Plan* ist auch ein *Register*. Macht man den *Anfang* mit dem *Register*? (NoW 2, 605)

Es überrascht nicht, daß sich ausgerechnet Derrida eingehend mit der von Novalis avisierten ›parergonalen‹ Wissensordnung auseinandergesetzt hat, die sowohl strukturalistischen wie hermeneutischen Interpretationskonzepten enträt.¹¹⁶ Das besondere an Novalis' »Encyklopädik« liegt für ihn nicht in dem Versuch, eine neue totalitäre Metawissenschaft zu begründen, sondern umgekehrt in dem Bemühen, die grundlegende Heteronomie des Denkens mitzudenken und das heißt konkret, die Grenzlinie zwischen Topie und Atopie, auf der sich die enzyklopädische Ordnung gründet, auf paradoxe Art und Weise in diese Ordnung zu integrieren (wie läßt sich das Tableau im Tableau integrieren?). Wenn sich über die so definierte »Encyklopädik«, welche durch diese ›Invagination‹ in eine infinite Bewegung verstrickt wird, überhaupt eine Ordnung begründen läßt, dann ist diese Ordnung zutiefst paradox, da sie »organizistisch und tabellarisch, keimend und analytisch zugleich«¹¹⁷ sein müßte. Vorbild für eine solch wuchernde Ordnungsstruktur liefert das »hybride Vorstellungsmuster von Zerstäubung (›Blütenstaub‹), Dissemination und Proliferation«¹¹⁸ (genau jenes

Lesen – Beobachten – alles in Beziehung auf Selbstdenken – und Schreiben.« (NoW 2, 603) Zur Potenzierung von Wahrnehmung, Erkenntnis und Zeichenbildung im *Allgemeinen Brouillon* vgl. Neumann 1999b, S. 478.

¹¹⁵ Zum Zusammenhang zwischen Tableau und Enzyklopädie vgl. Balke 2001. Ich möchte hier allerdings nicht nur auf Foucaults generelle Ausführungen zum Tableau verweisen, sondern auch auf die Analyse von Borges' chinesischer Enzyklopädie, die am Anfang der *Ordnung der Dinge* steht. Es ließe sich kaum besser verdeutlichen, was mit der ›Oberfläche‹ (dem ›Tisch‹) gemeint ist, auf der (auf dem) wir die Dinge zu verorten suchen. Vgl. Foucault 1974, S. 17-22

¹¹⁶ Vgl. Derrida 1995, S. 58-62.

¹¹⁷ Derrida 1995, S. 59.

¹¹⁸ Neumann 1999b, S. 472.

Muster, das auch Almqvist mit der Paronomasie ›förströelse/förstörelse‹ performativ in Szene zu setzen versucht).

Hier sehe ich den deutlichsten Bezug zum *Anecdoticon*, in dem ja ebenfalls ausführlich die Funktion der im letzten Zitat angesprochenen paratextuellen Elemente reflektiert wird. Wieder ist entscheidend, daß die Statik, die diesen Elementen inhärent ist, durch die selbstbezügliche Reflexion – die Rahmung des Rahmens – konsequent in eine Bewegung überführt wird, die sich gleichermaßen gegen die enzyklopädischen Konzepte der Aufklärung wie gegen diejenigen des frühen 19. Jahrhunderts wendet, in denen die Funktion solch paratextueller Elemente entweder unkritisch akzeptiert¹¹⁹ oder schlichtweg negiert wird (siehe Kap. 3.2). Wie weit diese – eben nicht in eine ›Aufhebung‹ mündenden – Autoreflexion der konstitutiven Glieder eines Buches geht, zeigen zwei Einträge, in denen Novalis (wie Almqvist) sogar ausführlich auf die Verwendung und Funktion von Interpunktion und diakritischen Zeichen Bezug nimmt:

573. Verzeichniß aller Glieder eines Buchs – Was kann und darf und muß ein *Buch*, als solches, enthalten. [...]

Namen des Verfassers – Druckort, Verleger Namen etc. – Bogenzahlzeichen – Dedication – Verzeichniß der Litteratur – und der gebrauchten Autoren – ehemals Elogia des Autors etc. [...]

574. Metrische Zeichen – Interpunctions – und Accentuationszeichen – Nebenzeichen in der Musik. Die allen diesen entsprechenden Bewegungen.

(Sonderbar, daß die Hebraeer ihre Vocale nicht bezeichneten.)

Die Conson[anten]Formen entstanden vielleicht aus den Figuren der sie hervorbringenden Organe. (NoW 2, 603)

Unnötig darauf zu verweisen, daß Novalis (ähnlich wie Almqvist) – im Rahmen dieser ›Grammatologie des Wissens‹ – auch den besonderen Effekten nachgeht, die alleine durch die Verwendung des Alphabetes und spezifischer Aufschreibesysteme hervorgerufen werden:

244. SCIENT[IA] ARTIS LITTER[ARIAE]. Die *Schriftkunst* (Tonkunst) schriftkünstlich behandelt liefert die Wissenschaft von der Schriftkunst (Scientiam artis litterariae). Die Kritik der Schriftkunst bereitet diese Wissenschaft vor. (NoW 2, 516)

›Schriftkunst schriftkünstlich behandeln‹ – Schon dieser Eintrag deutet an, daß Novalis nicht bei einer reinen Reflexion der textuellen und sprachlichen Elemente als Bedingung der Möglichkeit des enzyklopädischen Denkens stehen bleibt. Auch bei ihm bildet die Reflexion der Grammatik und des »Abcbuchs« erst den Ausgangspunkt, um über die Wirkungsweise komplexerer ›semio-somatischer Gefüge‹ zu reflektieren bzw. diese Gefüge wie das Alphabet in Bewegung zu bringen (der Eintrag

¹¹⁹ Die besondere Bedeutung des Vorwortes in der Enzyklopädie ergibt sich aus dem strukturellen Zusammenhang zwischen Tableau und Rahmen (das Tableau wird in der *Encyclopédie* selbst über den Rahmen definiert), auf den Uwe Wirth u.a. im Hinblick auf den Artikel ›préface‹ in der *Encyclopédie* aufmerksam gemacht hat. Vgl. Wirth 2002b, S. 409-414.

verdeutlicht, daß sich hinter der »Encyklopaedik« so letztendlich ein pädagogisches Programm verbirgt):

92. ENC[YCLOPAEDISTIK]. Die Grammatik und bes[onders] ein Theil von ihr, das Abcbuch einer best[immten] Sprache ist eine bes[ondere] Elementarwissenschaft – *Die allg[emeine] Grammatik* nebst dem allg[emeinen] Abcbuche ist schon eine höhere Elementarwissenschaft – aber doch noch eine Anwendung auf *Sprache*. Die höchste Elementarwissenschaft ist diejenige, die schlechterdings kein *bestimmtes* Object] – sondern ein reines *N.* behandelt. So auch mit der Kunst. Das Machen mit Händen ist auch schon ein speciell[es], angewandtes Machen. Das *N Machen* mit dem *N* Organ ist der Gegenst[and] dieser allg[emeinen] Kunstlehre und Kunst. (Vielleicht nichts anders, als ächte Philosophie – als Bildungslehre und Erweckungsmittel des Genies überhaupt.) (NoW 2, 490)

15.2. Invagination des Zettelkastens

Barthes illustriert die surrealen oder unheimlichen Aspekte der Enzyklopädie an der Vorführung von Maschinen, über die sich die Oberfläche der Dinge konstituiert. Im letzten Kapitel habe ich zu zeigen versucht, daß die »Encyklopädik« so die sprachliche Oberfläche der Enzyklopädie selbst »umzustülpen« versucht, indem sie die Mechanismen aufdeckt, die den Sprachraum von innen her prägen (die Abbildungen von Pierre Jaquet-Droz' Schreiberautomaten, die ich dem Abschnitt III vorangestellt habe, habe ich im Hinblick auf die Ausführungen von Roland Barthes ausgesucht). Schon diese sprachtheoretischen Beobachtungen zielten auf eine Exteriorität des Geistes. Das *Anecdoticon* bleibt jedoch nicht alleine bei einer Reflexion der sprachlichen und textuellen Bedingungen stehen, über die sich der (wie auch immer geartete) enzyklopädische Raum konstituiert, sondern trägt zu einer Offenlegung der nicht diskursiven Apparaturen – also der zeitgenössischen Hardware – bei, die maßgeblich an der in diesem Fall materiell gedachten »Archivierung« des Wissens im 18. und 19. Jahrhundert beteiligt sind.¹²⁰ Es geht um nichts anderes als die Kästchen und Kistchen, die mit den ihnen eigenen Gliederungssystemen und den daran angelegten »handgreiflichen«¹²¹ Praktiken maßgeblich auf die Konstitution der Diskurse einwirken, und die in Form des Zettelkastens zu einer regelrechten Revolution der Wissensproduktion führen werden.¹²²

¹²⁰ Zu der neuen Strömung innerhalb der Wissensgeschichte, die sich von einer diskursanalytisch geprägten Betrachtungsweise der sprachlichen Formierung des Wissens zu einer Betrachtung der Materialität von Ordnungssystemen bzw. der materialen Kultur hinwendet, vgl. stellvertretend te Heesen/Spary 2001.

¹²¹ Anke te Heesen zeigt in ihrer Abhandlung zur Bildenzyklopädie Johann Sigmund Stoys nicht nur auf, welche Rolle das enzyklopädische Denken in der Pädagogik des 18. Jahrhunderts spielt, sondern auch, inwieweit die Disziplinierung des Denkens durch den (körperlich zu denkenden) Umgang mit dem Zettelkasten der Bilderakademie eingeübt wird. Vgl. te Heesen 1997, insb. S. 141-196.

¹²² Ausführlich – wenn auch etwas schematisch – zur Geschichte des Zettelkastens vgl. Krajewski 2002.

Daß der Zettelkasten keineswegs nur als ein passiver Behälter von Information fungiert, sondern (ähnlich wie die Sprache) eine Eigendynamik entfaltet, welche die Konstitution gleichermaßen zu beschleunigen wie zu subvertieren droht, ist schon früh literarisch reflektiert worden. Am interessantesten erscheint mir wieder ein Rückgriff auf Jean Paul zu sein, der in der *Auswahl aus des Teufels Papieren* (1789) auf eine Büchermaschine aufmerksam macht, die als direktes Vorbild des Zettelkastens im *Anecdoticon* angesehen werden könnte:¹²³

Schon von iehier brachte man Maschinen zu Markt, welche die Menschen ausser Nahrung setzten, indem sie die Arbeiten derselben besser und schneller ausführten. Denn zum Unglück machen die Maschinen allezeit recht gute Arbeit und laufen den Menschen weit vor. [...] So ist noch bis auf diesen Tag die Büchermaschine [Fn: Gulliver sah in Lagado eine Maschine, die gewisse in ihr liegende beschriebene Zettel, wenn man sie umdrehte, so untereinander warf, daß ieder, dem man sie hernach vorlas, freilich nicht wissen konnte, ob er ein gewöhnliches Buch höre oder nicht.] in Europa unnachgemacht geblieben, deren Zusammensetzung Swift oder Gulliver allen Buchhändlern unfehlbar in der lieblosen Absicht so deutlich beschreibt, damit ähnliche europäische leichter darnach gezimmert und dadurch gutmeinenden Autoren, die sich bisher vom Büchermachen beköstigten und kleideten, ein iämmerlicher Garaus gespielt würde; denn die leztern haben sich auf nichts anders eingeschossen. (JPW 2:2, 169-170)

Die Szene ist aus zwei Gründen bemerkenswert. Zum einen stellt Jean Paul mit der Büchermaschine das poetologische Verfahren aus, das nicht nur die ›Exerptenzyklopädie‹ der *Auswahl aus des Teufels Papieren* prägt,¹²⁴ sondern auch das in fünfzehn Zettelkästen abgefaßte *Leben des Quintus Fixlein* (1796).¹²⁵ Zum anderen verbindet er die Szene mit einer medientheoretischen Reflexion über den technischen Stand von Schrift und Schreiben um 1800:

Die *Bücherkopisten* in Konstantinopel halten nur darum noch nicht den Bettelstab statt der Feder in den Händen, weil da noch keine Druckerpressen gehen; und wenige von uns standen noch den Hunger der Mönche aus, deren Abschreiben durch die Erfindung der Druckerei entbehrlich wurde: daher sie mit Recht sagten, den Erfinder derselben, den D. Faust, hätte leider der Teufel unstreitig geholet und es war nur gut, daß sie sich noch durch das Malen der Anfangsbuchstaben in gedruckte Bücher hinfristeten. (JPW 2:2, 169)

Gerade aufgrund der medientheoretischen Implikationen, lohnt es sich, auch auf Jean Pauls Vorbild näher einzugehen, das er an einer Stelle entscheidend modifiziert.

Gulliver wird in der Großen Akademie zu Lagoda von einem Professor für spekulatives Wissen mit der Maschine vertraut gemacht, mit deren Hilfe »selbst die ungebildetste Person zu einem vernünftigen Preis und mit geringem körperlichen Einsatz Bücher in Philosophie, Poesie, Politik, Recht, Mathematik und Theologie

¹²³ Zu Jean-Pauls ›Kasten-Denken‹ vgl. Krajewski 2002, S. 69-74.

¹²⁴ Zu den philosophiehistorischen Implikationen dieser Maschinenmetapher vgl. Schmidt-Biggemann 1975.

¹²⁵ Zur poetologischen Funktion des Zettelkastens im *Leben des Quintus Fixlein* vgl. Campe 1980.

schreiben könne, ohne die geringste Hilfe durch Begabung und Lernen.«¹²⁶ Interessanterweise wird die Beschreibung des Apparates, dessen Abbildung ich diesem Abschnitt vorangestellt habe, schon bei Swift (die *Travels into several remote nations* erscheinen 1726) mit einem enzyklopädischen Projekt verknüpft, das auf den zweiten Blick keineswegs der Logik entbehrt:¹²⁷

Er war zwanzig Fuß im Quadrat und mitten im Raum aufgestellt. Dem Erscheinungsbild nach setzte er sich aus mehreren Holzteilchen, ungefähr von Würfelgröße, zusammen, aber einige waren größer als andere. Sie waren alle durch dünne Drähte untereinander verbunden. Diese Holzteilchen waren auf jedem Feld mit aufgeklebtem Papier überzogen, und auf dieses Papier waren alle Vokabeln ihrer Sprache geschrieben in den verschiedenen Modi, Zeiten und Deklinationen, aber ohne jegliche Ordnung. Der Professor ersuchte mich sodann achtzugeben, denn er werde seine Maschine in Bewegung setzen. Auf seine Anordnung nahm jeder Schüler einen eisernen Griff in die Hand, wovon vierzig an den Kanten des Rahmens ringsum befestigt waren, und durch eine ruckartige Drehung wurde die gesamte Anordnung der Wörter völlig verändert. Darauf hieß er sechsendreißig Burschen die verschiedenen Zeilen leise lesen, so wie sie auf dem Rahmen erschienen. Fanden sich drei oder vier Wörter beieinander, die den Teil eines Satzes bilden konnten, diktierten sie diese den vier übrigen Jungen, welche die Schreiber waren. [...]

Die jungen Studenten waren sechs Stunden pro Tag bei dieser Arbeit eingesetzt, und der Professor zeigte mir mehrere Bände mit Satzfragmenten im Großfolioformat, die er zusammensetzen beabsichtige, um aus diesen reichhaltigen Materialien der Welt ein Gesamtgebäude aller Künste und Wissenschaften zu schenken.¹²⁸

Auch in diesem Fall haben wir es mit einer weniger arabischen als ›kubischen‹ Potenzierung eines textuell definierten Rahmen des Wissens zu tun, das im Hinblick auf den technischen Standard des Setzkastens reflektiert wird.

In diesem Zusammenhang erscheint mir auch die Modifizierung der Szene interessant zu sein, die Jean Paul vornimmt. Die Mechanik der Maschine verschiebt sich von einer Generierung von Sätzen zu einer Generierung von Texten: Jean Paul läßt Zettel durch die Büchermaschine zirkulieren, Swift lediglich einzelne Vokabeln. Der Zettelkasten übernimmt also nicht die Funktion von Sprechern, sondern die von Autoren, d.h. die Funktion des transzendentalen Signifikats, das für die Einheit eines wie auch immer kreierte Textkonglomerats eintreten soll.

Offensichtlich reflektiert die Büchermaschine die Eigendynamik eines Mediums, das die weitreichende technische Neuerung des Setzkastens auf komplexere Ordnungszusammenhänge überträgt (immerhin wird die Einführung des Buchdruckes im Text selbst ja als eine schon überholte technische Revolution dargestellt).¹²⁹ Ausgestellt

¹²⁶ Swift 1987, S. 237.

¹²⁷ Auch Diderot und d'Alembert werden den alphabetischen Aufbau der *Encyclopédie* letztendlich mit dem Argument legitimieren, daß sich ein sprachlich formiertes Wissen nur in der möglichst kompletten Aufarbeitung des Wortbestandes einer Sprache erfassen lasse (siehe nächstes Kapitel). In Lagoda setzt man sozusagen noch eine Stufe tiefer an und nimmt einfach alle möglichen Wortkombinationen auf.

¹²⁸ Swift 1987, S. 238.

¹²⁹ Zum Zusammenhang zwischen Setz- und Zettelkasten vgl. Krajewski 2002, S. 22-25.

wird schlicht und einfach das Datenverarbeitungssystem ›Zettelkasten‹, dessen folgenschwere Auswirkungen auf die Ordnung des Wissens nicht nur Hegel mit allen Mitteln zu verdrängen versucht (vgl. Kap. 5):

Im Zettelkasten des jungen Hegel herrschte also genau die Datenordnung, die sein eigenes Philosophielehrbuch dann als aufgeklebte Etikette in einer Gewürzkrämerbude weltweitem Hohn aussetzen sollte [die Rede ist just von der Vorrede zur Phänomenologie des Geistes, vgl. Kap. 3.2]. Nur darum konnte der Philosoph sein ›wissenschaftliches System‹ die einzig ›wahre Gestalt‹ nennen, in ›welcher Wissenschaft existiert‹, weil eine säuberliche Registratur, deren Daten die gelesenen Bücher und deren Adressen die alphabetischen Rubriken, Stichwörter und Etiketten waren, die Weltgeschichte immer schon zum pädagogischen Schattenriß oder Schulsystem verkleinert hatten. Lange bevor der Philosoph alle Daten und Adressen auf den einen Menschen reduzieren konnte, unterstand er selbst dem Softwarebefehl einer Pädagogik, die Rosenkrantz nicht umsonst ›Incunabel der Bildung‹ nannte.¹³⁰

Dabei ist es keineswegs bloße Eitelkeit, die Hegel dazu veranlaßt, die Quellen und datenverarbeitenden Hilfsmittel seines Werkes zu verheimlichen. Vielmehr scheint er sich genau bewußt gewesen zu sein, daß der Mechanik und Kontingenz eines durch einen Zettelkasten generierten Wissens genau das Konzept von ›Er-innerung‹ subvertieren würde, das im Zentrum seiner Philosophie steht.¹³¹

15.3. Das Archiv der Pflanzen archivieren

Auch wenn sich das *Anecdoticum* in erster Linie mit den Bedingungen der Möglichkeit einer abstrakten Metawissenschaft auseinandersetzt, wird zumindest in einem Fall auf eine konkrete Einzeldisziplin angespielt (der Metaphorik des Textes folgend könnte man sagen, daß tatsächlich eine ›Wissenschaft‹ durch den als *Anecdoticum* titulierten Zettelkasten zirkuliert).

Der virtuelle Spaziergang, mit dem der Vorsitzende die Vorzüge des ›anekdotischen‹ Systems vor der ›alphabetischen‹ Anordnung botanischer Gärten zu illustrieren sucht, mündet in ein Spiel mit der Nomenklatur und den grundlegenden Kriterien der Linnéschen Taxonomie (die folgende Passage führt uns nicht von ungefähr

¹³⁰ Vgl. Kittler 1999b, S. 514.

¹³¹ Natürlich bietet sich hier – im Anschluß an die Ausführungen von Kap. 11.4 – ein weiterer Bezug auf Hegels Gedächtnistheorie an. In der Tat drängt sich der Verdacht auf, daß Almqvist mit dem dynamischen Modell des Zettelkastens einen der subjektiven ›Er-innerung‹ nicht zugänglichen Gedächtnisraum darstellt, der von außen bzw. vom nicht zugänglichen, kryptisierten ›Inneren des Inneren‹ auf das Subjekt einwirkt. Der im Zentrum des *Anecdoticum* stehende Kasten bietet sowohl Anschlüsse an traditionelle ›Gedächtniskisten‹ (vgl. Assmann 1999, S. 114-129) wie an Freuds Metapher des Wunderblocks, auf die schon Anders Olsson aufmerksam macht (Marginalie in AMA, 6). Ich lasse mich hier jedoch bewußt nicht auf das weite Feld der Gedächtnisforschung ein. Auch wenn sich die Metapher des Wunderblocks angesichts der vorgeführten Prozesse einer kontingenten Transkription von eingegebenen Textdaten anzubieten scheint, um die im *Anecdoticum* entwickelte Text- und Gedächtnistheorie an psychoanalytische Einsichten anzubinden, scheint sie mir doch zu allgemein zu sein, um den hier dargestellten Heteronomien und Paradoxien der Gedächtnisarbeit historisch gerecht zu werden. Eine Aufarbeitung zeitgenössischer Gedächtnistheorien dagegen kann hier nicht geleistet werden.

über Lithologie, Botanik, Zoologie bis hin zur Anthropologie), wobei es der Akademiepräsident nicht unterläßt, in einer Anekdote direkt auf den botanischen Garten in Uppsala sowie auf einen prominenten ›Enkel‹ Linnés, Samuel Liljeblad,¹³² Bezug zu nehmen:

Nu kommer jag ut i hagen. Först möter en liten kiselsten på gångstigen; så en gråsten – jag ponerar det – så en eller par guldvifvor, knappt ännu utslagna, så små och färska äro de; så en samling pis-en-lit, hm, leontodon taraxacum; så en calendula officinalis. Ah, hvad möter der? Der ligger en Draba! (såsom Lilieblad under tårar utbrast, då han såg sin trädgård förstörd vid den celebra branden som Upsala fick upplefva 1809, och hvarom du skall få läsa i en af mina anekdoter). Godt! Jag fortfar. Det är då en Draba verna; så kommer en himmelshög ek, i fall det icke är en ask eller asp; nu diverse nyponbuskar, hagtorn, gråbo, körvel, och nässlor; nu snövita näckrosor (i någon accidentiell pöl i hagen), nu skära stellarier, doftande convallarier, spirææ ulmaræ och filipendulæ, sköna brudbröd – jag vet icke allt – rätt som det är hoppar en icorre öfver landskapet, ett par idisslande oxar trampa tungt i gräset, meditativa kor upphöja fonden, och till venster framskymtar en råbock, som rädd lyssnar på mig och hastigt försvinner – icke sant? – nu komma vi in bland klasar af blåbärsris, herrliga hallonbuskar och smultron utan like (men icke stående bredvid alla de kringväxande örterna i den ordning de stå i Floran); en liten halftrasig unge (som icke fins i Floran alls) plockar dem [...]

Det är förträffligt! Mer än förträffligt! Ack det är Paysagets system! Det är Landskapsordningen! (AMA, 9-10)¹³³

¹³² Samuel Liljeblad (1761-1815) ist über seine populären Darstellungen bekannt geworden, in denen er Linnés Klassifikationsschemata ins Schwedische überträgt und auf ein schwedisches Material anwendet. Im *Anecdoticon* wird mit der Erwähnung der Gemüse- und Kräutergärten auf seinen Handführer *Svenska ört-slagen, eller Kort afhandling, om sättet at efter botaniske grunder urskilja svenska växterna, til classer, ordningar, och slägter* (Upsala 1791) und sein Standardwerk *Utkast til en svensk flora, eller Afhandling om svenska växternas väsendteliga känneteken och nytta* (Upsala 1792) angespielt.

¹³³ »Nun komme ich auf die Weide. Zuerst erscheint ein kleiner Kieselstein auf dem Gehweg; dann ein Feldstein – nehme ich an – dann ein oder zwei *guldvifvor* [Wiesenschlüsselblumen], kaum ausgeschlagen, so klein und frisch sind sie, dann eine Ansammlung *pis-en-lit*, hm, *leontodon taraxacum*; dann eine *calendula officinalis*. Ah, was erscheint da? Da liegt eine *Draba* (wie Lilieblad unter Tränen ausbrach, als er seinen Garten bei dem berühmten Brand zerstört sah, den Uppsala 1809 erleben mußte, und worüber du in einer meiner Anekdoten lesen wirst). Gut! Ich fahre fort. Dies ist also eine *Draba verna*; so kommt eine himmelshohe Eiche, wenn es sich nicht um eine Esche oder Espe handelt, nun diverse *nyponbuskar* [Hagebuttensträucher], *hagtorn* [Hagedorn], *gråbo* [Beifuß], *körvel* [Kerbel] und *nässlor* [Nesseln]; nun schneeweiße *näckrosor* [Seerosen] (in einem akzidentiellen Tümpel auf der Weide), nun hellrote *stellarier* [Nelkengewächse], duftende *convallarier* [Maiglöckchen], *spirææ ulmaræ* und *filipendulæ*, *brudbröd* [Mädesüß] – ich weiß nicht alles – plötzlich springt ein Eichhörnchen über die Landschaft, ein paar wiederkäuende Ochsen stampfen schwer durchs Gras, meditierende Kühe erheben den Hintergrund, und von links taucht ein Rehbock auf, der mich ängstlich wittert und schnell verschwindet – nicht wahr? – nun kommen wir zu Trauben von *blåbärsris* [Heidelbeerkraut], herrlichen *hallonbuskar* [Himbeerbüsche] und unvergleichlichen *smultron* [Walderdbeeren] (die aber zwischen all den dort wachsenden Kräutern nicht in der Ordnung stehen wie in der Flora); ein kleiner, ein wenig verlumpter Junge (den es überhaupt nicht in der Flora gibt) pflückt sie [...] / Das ist vortrefflich! Mehr als vortrefflich! Ach, das ist ein Landschafts-System! Das ist eine Landschaftsordnung!«

Die Auseinandersetzung mit dem botanischen Wissen soll es erlauben, die in den letzten Kapiteln gemachten Beobachtungen zumindest an einem aussagekräftigen Beispiel zu konkretisieren.

Es ist kaum verwunderlich, daß in einem Text, der sich mit der abstrakten Ordnung der Wissenschaften auseinandersetzt, ausgerechnet auf Linnés Taxonomie Bezug genommen wird. Linnés Klassifikationssystem der Pflanzen kann – auf einer abstrakten sprachlichen Ebene betrachtet – durchaus als Vorbild für den Versuch der Enzyklopädisten gelten, mit ihrem Buch ›Worte und Dinge‹ (*les mots et les choses*) in ein Repräsentationsverhältnis zu bringen.¹³⁴ Ich verweise auf den Artikel zur ›Enzyklopädie‹, in dem Diderot zwar nicht direkt auf Linné zu sprechen kommt, dennoch aber auf den durchschlagenden Erfolg von dessen nomenklatorischer Systematik zu rekurrieren scheint:

Aber die Kenntnis der Sprache ist die Grundlage für alle diese Hoffnungen; sie werden unerfüllt bleiben, wenn die Sprache nicht in ihrer ganzen Vollkommenheit festgelegt & der Nachwelt überliefert wird, & deshalb ist dieser Gegenstand der allerwichtigste, mit dem Enzyklopädisten sich gründlich beschäftigen sollten. [...]

Die Sprache eines Volkes bringt dessen Wortschatz hervor, & der Wortschatz ist ein ziemlich getreues Verzeichnis aller Kenntnisse dieses Volkes. Schon aus der vergleichenden Betrachtung des Wortschatzes einer Nation in verschiedenen Zeitabschnitten könnte man sich eine Idee über ihre Fortschritte bilden. Jede Wissenschaft hat ihren Namen, jeder Begriff darin hat seinen Namen. Bezeichnet ist alles, was in der Natur bekannt ist, alles, was man in den Künsten erfunden hat, & jede Erscheinung, jedes Handwerk, jedes Werkzeug. Bezeichnet hat man sowohl das Abstrakte, als das Konkrete, sowohl das Besondere als das Allgemeine, sowohl die Formen als die Zustände, sowohl das Seiende als das Aufeinanderfolgende & das Bleibende.¹³⁵

Man vergleiche dazu Foucaults semiotische Charakterisierung der ›Naturgeschichte‹ als »Benennung des Sichtbaren«:

So angeordnet und verstanden, hat die Naturgeschichte als Bedingung ihrer Möglichkeit die gemeinsame Zugehörigkeit der Sachen und der Sprache zur Repräsentation. Sie existiert aber als Aufgabe nur insoweit, als die Dinge und die Sprache getrennt sind. Sie wird also jene Distanz reduzieren müssen, um die Sprache dem Blick sehr nahe zu bringen und die betrachteten Dinge möglichst in die Nähe der Wörter zu rücken. Die Naturgeschichte ist nichts anderes als die Benennung des Sichtbaren.¹³⁶

Betrachtet man Linnés Bemühen um eine Taxonomie in diesem Sinne als sprachliches Unterfangen, dann scheint die grundlegende alphabetische Markierung seines in 24 Klassen aufgeteilten Sexualsystems eine metasemiotische oder phatische Funktion zu erfüllen: Die plakative Gegenüberstellung der einzelnen Buchstaben mit den diversen morphologischen Formen der Staubfadenbildung (vgl. Abb. 5) hilft weniger die Besonderheiten seines komplexen Klassifikationssystems zu illustrie-

¹³⁴ Vgl. dazu Neumann 1999b, S. 474-475.

¹³⁵ Diderot 2001, S. 73.

¹³⁶ Foucault 1974, S. 173.

ren¹³⁷ als die abstrakte semiotische Struktur darzustellen, welche das gesamte nomenklatorische Projekt prägt.

Im Anschluß an die oben wiedergegebene Figurenrede könnte man die im *Anecdoticon* vertretene Wissenspoetologie nun schlichtweg mit dem Versuch gleichsetzen, die Pflanzen aus dem ›künstlichen‹ Ordnungssystem des botanischen Gartens zu befreien und im Bild des akzidentiell angeordneten Gartens eine (gottgegebene) lebendige (Un)Ordnung zu restituieren, die etwa in Form der durch und durch imaginären ›Träumereien eines Spaziergängers‹ gelesen werden kann.¹³⁸ Allerdings wird diese naive Kritik am ›Alphabet der Pflanzen‹ selbst ironisch unterlaufen. Nochmals: Dem Text ist nicht mehr (wie etwa Hegel) daran gelegen, mit dem ›Alphabetismus‹ ein veraltetes ›Ordnungsdenken‹ zu hinterfragen oder eine reduktionistische Sprachauffassung (eine ›referentiell definierte‹ semiotische Struktur) bloßzustellen, auf der dieses Denken vermeintlich gründet.

In diesem Sinne halte ich die (in Klammern eingefügte) Anekdote über Samuel Liljeblads Reaktion auf den Brand des botanischen Gartens in Uppsala für den aussagekräftigsten Teil der Text-*Passage*. Die einfache konstative Aussage »Der ligger en Draba!« fungiert ›im Rahmen‹ der Anekdote als das überraschende sprachliche Ereignis, welches es erlaubt, den Einbruch des Realen – also den Brand des Gartens – sprachlich-performativ wiederzugeben. Damit kommt aber der einfachen Aussage umgekehrt selbst wieder jene Ereignishaftigkeit zu, die das gesamte adamitische Projekt der Linnéschen Botanik auszeichnet (tatsächlich ist es Liljeblad, der der Pflanze den Namen Draba gibt¹³⁹). Die Anspielungen auf die setzende Kraft der ›Namens-Gebung‹ (den Interventionen, die der Installation der semiotischen Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat vorausgehen) wiederum kann in Bezug zu der generellen Intention des *Anecdoticon* gesetzt werden, das eben jenen sprachlich-medialen (›alphabetischen‹) Ereignissen gewidmet ist, welche sowohl die Bedingung der Möglichkeit von Wissen als auch die Möglichkeit seiner Subversion darstellen.

Aus diesen Gründen halte ich den Rückgriff auf Linnés Reflexionen über die Konstitution, die Setzung, seiner Taxonomie in diesem Zusammenhang für viel aussagekräftiger als den Verweis auf das fertige Sexualsystem. Immerhin greift Linné in einer entsprechenden Passage aus den *Genera plantarum* (1764) selbst auf die

¹³⁷ Man sollte sich hüten, die Abbildungen als Ausdruck der vermeintlichen Statik eines rasternden Denkens im 18. Jahrhundert zu interpretieren. Linné greift lediglich deshalb auf die Aufteilung in 24 Klassen zurück, um darunter »ein seltsames und nur mühsam zu durchschauendes System von Querverweisen« (S.Müller-Wille 1999, S. 62) zu etablieren. Die oberflächliche Klassifikation des Sexualsystems der Pflanzen diene – verkürzt gesprochen – ähnlich wie bei den Enzyklopädisten auch dazu, die Vernetzungen zu kartieren, die sich zwischen den großen Gattungen abzeichnen (vgl. S.Müller-Wille 1999, S. 62-67).

¹³⁸ Vgl. Claudia Albes Untersuchung zu den *Rêveries du promeneur solitaire*, in der sie nachweist, inwiefern auch Rousseau den Bezug zu Linnés *Systema naturæ* für weitreichende sprachtheoretische Reflexionen benutzt. Vgl. Albes 1999, S. 79-94.

¹³⁹ Unnötig zu erwähnen, daß Liljeblad tatsächlich der Namensgeber des Gewächses gewesen ist. Vgl. Samuel Liljeblad: *Draba nivalis, nova Sveciae planta, et observationes nonnullae ad species Drabae generis pertinentis* (Upsala 1799).

Metapher eines ›Alphabets der Pflanzen‹ zurück. Im §11 der Einleitung versucht er sich von den seines Erachtens ungenügenden Kriterien der Gattungsdefinition abzusetzen, die sein wohl prominentester Vorläufer Joseph Pitton de Tournefort formuliert hat. Angesichts der Herausforderung, die der botanische Garten mit einem schieren Strom neuer Pflanzenarten und diverser Hybridbildungen an den Botaniker stellt, hält Linné die Bestimmung über die wenigen Merkmale des Sexualsystems offensichtlich nicht mehr für ausreichend und argumentiert entsprechend für eine Erweiterung der Beschreibungskriterien:¹⁴⁰

Tournefort nahm die Unterscheidungszeichen der Gattungen von den Kronblättern und der Frucht, und sonst von keinem andern Blumentheile; und eben diese nahmen auch seine Nachfolger an. Aber die Neuern, die von der Menge der neu entdeckten Gattungen überhäuft wurden, sahen wohl ein, daß diese Theile allein nicht hinreichend wären, um alle Gattungen zu unterscheiden. Sie glaubten daher, genöthigt zu seyn, ihre Zuflucht zu dem Ansehen (*habitus*) zu nehmen, nemlich zu dem Laube, der Lage der Blumen, den Stamm, der Wurzel etc. das ist, sie giengen von dem Grundsatz der Blumentheile ab, und fielen in die vorige Barbarey. [...] Dem sey nun, wie ihm wolle, so muß ich doch gestehen, daß die von *Tournefort* beschriebene Theile nicht hinreichend sind, und sollte man die Merkmale blos von den Kronblättern und der Frucht nehmen; so würde ich selbst das ganze Geheimniß der Befruchtung ableugnen und verwerfen. Aber man sage mir doch, welcher Beweggrund, welcher Ausspruch der Natur, welche Entdeckung jemals gelehrt habe, daß man von diesen allein die Kennzeichen hernehmen müsse? welches sind denn die Gründe der Vernunft oder der Erfahrung zu diesem Satze? Gewiß keine. In der Kräuterkunde gilt nichts als der Anspruch der Natur. Und liegen uns denn nicht weit mehrere Theile der Blume vor Augen? Warum sollte man jene nur annehmen und diese nicht? Giebt es nicht eben so nöthige Theile in der Blume, als Krone und Frucht?

Wir haben bei dem *Kelche* 1) die Hülle, 2) die Scheide, 3) die Blumendecke, 4) das Kätzgen, 5) das Bälglein, 6) die Haube.
 an der *Krone* 7) die Röhre oder Nägel, 8) die Mündung, 9) das Honigbehältniß.
 an den *Staubfäden*: 10) die Träger, 11) die Staubbeutel.
 an den *Stempfel*: 12) den Fruchtknoten, 13) den Griffel, 14) die Narbe.
 an der *Frucht*: 15) die Kapsel, 16) die Schote, 17) die Hülse, 18) die Nuß, 19) die Steinfrucht, 20) die Beere, 21) die Kernfrucht
 an den 22) *Samen*, 23) dessen Krone.
 den *Boden*: 24) der Blume, 25) der Staubfäden, 26) des Fruchtknotens.

Gewiß hier sind mehr Theile, mehr Buchstaben, als in dem Alphabeth der Sprachen. Und diese Merkmale sind uns eben so viel Buchstaben der Pflanzen, diese müssen wir

¹⁴⁰ Das Zitat vermittelt so einen Eindruck von dem Bemühen des schwedischen Botanikers, die ›Künstlichkeit‹ der strengen Gattungskriterien zu überwinden und ein – wie auch immer zu fundierendes – ›natürliches System der Pflanzen‹ zu entwickeln. Letztendlich geht es hier schon um eine Reflexion der Bedingungen der Möglichkeit einer ›offenen‹ Ordnung, welche der ständigen Proliferation der Pflanzen gerecht wird. Zu dieser Interpretation von Linnés taxonomischen Bemühungen, die sich von Foucaults Lesart abhebt, vgl. S.Müller-Wille 1999.

lesen, und die Kennzeichen der Pflanzen lernen; diese hat der *Schöpfer* gezeichnet, und sie zu studieren, sey unsere Bemühung.¹⁴¹

Die Verwendung solcher Buchstabengleichnisse ist schon aus der Antike bekannt,¹⁴² erhält aber bei der Ausprägung botanischer Taxonomien im 18. Jahrhundert eine völlig neue Funktion. Denn entgegen Linnés Versicherung geht es nicht darum, die Pflanzen quasi als Zeichenfolgen zu *lesen* (die Buchstaben selbst bezeichnen im Gegensatz zu denen auf Abb. 5 und Abb. 6 keine morphologischen Differenzen), sondern lediglich darum, ein durchgängiges Raster von Kriterien – ein abstraktes Syntagma – zu entwickeln, um ihre Teile zu *benennen*. Auf den ersten Blick scheint die Wahl der Metapher schlichtweg mißglückt: Es scheint Linné eher um eine abstrakte ›Grammatik der Pflanze‹ zu gehen als um ihr ›Alphabet‹.

Betrachtet man allerdings den dreizehnten Paragraphen der Einleitung, so erhält die Metapher eine mögliche Rechtfertigung. In diesem Paragraphen plädiert Linné explizit für eine ›alphabetische‹ Zurichtung des Wissens, wobei er diesen rein medial gedachten Aspekt als zentrale Neuerung seines Klassifikationssystems kenntlich macht:

§13. Bloße *Abbildungen* würde ich zu Bestimmung der Gattungen nicht vorschlagen. Ehe den Menschen der Gebrauch der Buchstaben bekannt wurde, da war es freylich nöthig, alles durch Gemälde auszudrücken, wo man sich nicht mündlich erklären konnte: da man aber diese erfunden hat, so haben wir einen viel leichtern und gewissem Weg, uns unsere Gedanken durch Schriften mitzutheilen. Eben so waren die Abbildungen ein sehr wichtiges Hülfsmittel in der Botanik, ehe man die in § 11 genannten Buchstaben annahm. Nun aber gehen wir durch die Kenntniß derselben auf einem bequemern Wege: wir haben über 26 Buchstaben, und durch diese können wir doch wohl unsere Gedanken ausdrücken. Denn wer kann

1) von einer Abbildung jemals einen sichern Schluß machen? von niedergeschriebenen Worten aber gehet dieses sehr leicht.

2) Wenn man in einem Buche die Merkmale einer gewissen Gattung anbringen und erzehlen wollte: so würde man es nicht allezeit bequem mit einer Abbildung entweder gemahlt, oder in Kupfer gestochen, oder gedruckt ausdrücken können, welches aber durch eine Beschreibung sehr leicht zu thun ist.

3) Wenn in der nemlichen Gattung, wie es bey den meisten geschiehet, die Theile z.B. in der Anzahl oder Gestalt bey verschiedenen Arten verschieden wären; so würde man doch die Lage und Verhältniß der Theile anzeigen müssen. Dieses aber kann man auf keine Weise durch Abbildungen ausdrücken, man müßte denn eben so viel verschiedene Zeichnungen geben. Wenn nun funfzig Arten wären, und man müste eben so viel Zeichnungen geben, wer würde aus so vielen einige Gewißheit herausbringen können? Aber in einer Beschreibung die abgehenden Theile verschweigen, die übereinkommenden beschreiben, ist eine viel leichtere Arbeit und sehr leicht zu verstehen.¹⁴³

Mit seiner Kritik an der Verwendung von Abbildungen in botanischen Schriften wendet sich Linné wieder gegen Tournefort, der seine Gattungsdefinition mit ent-

¹⁴¹ Linné 1775, § 11 der Einleitung [S. IX-X der nicht paginierten Einleitung].

¹⁴² Vgl. etwa Blumenberg 1986, S. 36-46

¹⁴³ Linné 1775, § 13 der Einleitung [S. XI-XII der nicht paginierten Einleitung].

sprechenden Tafeln versah, auf denen Teile von Frucht und Blüte wiedergegeben waren (vgl. Abb. 7 und Abb. 8, welche den Unterschied in der medialen Aufarbeitung des Wissen zu illustrieren helfen).¹⁴⁴ Ich will in diesem Zusammenhang nicht auf die weitreichenden wissenschaftshistorischen Implikationen dieser Kritik eingehen,¹⁴⁵ sondern mich auf die mediale Reflexion Linnés konzentrieren, die uns direkt zu den im *Anecdoticon* verhandelten theoretischen Problemen zurückführen wird. Offenbar wird auf Sprache als ein symbolisches Medium rekurriert, welches es in besonderer Weise erlaubt, das Besondere im Allgemeinen zu verankern. In diesem Zusammenhang erscheint mir die im dritten Punkt formulierte Beobachtung entscheidend zu sein: Linné ist sich offensichtlich bewußt, daß sich innerhalb des sprachlich konstituierten Raums Differenzen bezeichnen lassen, die graphisch gar nicht wiedergegeben werden können. Man kann die reine Differenz in der Anzahl und Gestalt einzelner Merkmale der Pflanze schlichtweg nicht abbilden, ohne Bezug auf ihre Lage und ihr Verhältnis zu nehmen. Die ›buchstäbliche‹ Betrachtung der Pflanzenteile dagegen erlaubt es, die Pflanze auf eine (surreal anmutende) sprachliche Art und Weise zu sezieren, indem man etwa die Anzahl der Staubfäden von deren Anordnung abhebt.

Mit Blick auf diese Ausführungen läßt sich die Figur des ›Alphabets der Pflanzen‹ so als ein wohl eher seltenes Beispiel für eine mediale Variante der Metapher lesen: Das Vehikel ›Alphabet‹ bezeichnet nicht mehr ein Signifikantensystem (einzelne bedeutungstragende Teile der Pflanze), sondern hilft eine mediale Differenz zu veranschaulichen, die indirekt mit der Aufforderung verknüpft ist, die Beobachtung der Pflanze über ein ›alphabetisches Medium‹ zu regulieren (den Blick *schriftlich* zu strukturieren). Somit geht es bei der Bezeichnung des ›Alphabets der Pflanzen‹ auch um den Versuch, die Konstitution eines spezifischen ›Raums des Wissens‹ metaphorisch zu untermauern: Linné projiziert die diskursiven Prinzipien seiner Archivierung einfach auf die Pflanze zurück. Foucault hat die Konstitution dieses ›Raumes‹, der es überhaupt erst erlauben wird, die beobachteten Merkmale wie die sie bezeichnenden Wörter genauer zu verorten und in eine semiotische Beziehung zu setzen, in *Les mots et les choses* noch mit dem Begriff der Struktur zu fassen versucht. Dabei definiert er ›Struktur‹ nicht allein aus dem semiotischen Blickwinkel, der etwa die Definition der klassischen Repräsentation und den Begriff des Diskurses prägt, sondern über die ›intervenierende‹ Praktik der Transkription. Wenn man der Aufmerksamkeit folgt, die Foucault der typographischen Ordnung von Linnés Schriften widmet, fällt es nicht schwer, seinen Diskursbegriff in diesem Fall medientheoretisch zu perspektivieren:

¹⁴⁴ Ausführlich dazu S.Müller-Wille 2002a.

¹⁴⁵ Betrachtet man den Gegensatz aus einem rein wissenschaftshistorischen Blickwinkel, dann zeichnet sich im Übergang eine entscheidende Differenz in den Klassifikationsverfahren ab. Während Tournefort seine Klassifikation auf separierte bildliche Darstellungen einzelner Merkmale der Pflanze abstützt, versucht Linné über die breite Merkmalssammlung Auskunft über die ›Tiefenstruktur‹ der Pflanzen zu gewinnen, die eine funktionsanalytische Klassifikation erlauben soll. Vgl. S.Müller-Wille 1999, S. 210-218.

Die Struktur gestattet dem Sichtbaren, indem sie es begrenzt und filtrierte, sich in Sprache zu transkribieren. Durch sie geht die Sichtbarkeit des Tieres oder der Pflanze völlig in den Diskurs über, der sie aufnimmt. Vielleicht gelingt es ihm einmal, sich selbst dem Blick durch die Wörter wiederzugeben, wie in jenen botanischen Kalligrammen, von denen Linné träumte. Er wünschte, daß die Reihenfolge der Beschreibung, ihre Aufteilung in Paragraphen und bis hin zu den typographischen Verfahren die Gestalt der Pflanze wiedergäben; daß der Text in seinen Formvariablen, in den Abweichungen seiner Disposition und Menge eine pflanzliche Struktur hätte. »Es ist schön, wenn man der Natur folgt: von der Wurzel bis zu den Stielen, den Blattstielen, den Blättern, den Blütenstielen, den Blüten.« Man müßte die Beschreibung in so viele Absätze aufteilen, wie die Pflanze Teile hat, und in großen Buchstaben das drucken, was die Hauptteile betrifft, in kleinen Buchstaben die Analyse der »Teile von Teilen«. [...] In Sprache umgesetzt, dringt die Pflanze darin ein und rekonstruiert ihre reine Form unter den Augen des Lesers.¹⁴⁶

Foucaults Ausführungen lassen sich direkt auf die typographischen Reflexionen zurückbeziehen, welche die späten Schriften zu *Törnrosens bok* durchziehen. Ganz egal, ob Almqvist mit den zitierten Paragraphen aus Linnés *Genera plantarum* vertraut war oder nicht – was er thematisiert, ist die textuelle und mediale Zurichtung des Wissens, die – und dies sollte der Exkurs zu Linné zeigen – nicht etwa ein relativ willkürliches Darstellungsproblem der Botanik des 18. Jahrhunderts ausmacht, sondern den Kern ihrer Bemühungen trifft.

Die Transkription der transkribierenden Techniken, die durch die Apparatur des Zettelkastens ermöglicht wird, hilft es, die spezifischen textuellen Apparaturen – Linnés spezifischen Zettelkasten¹⁴⁷ – vorzuführen, welche nicht nur die Ordnung der Pflanzen und ihrer Namen generieren sowie ihre Körper de- und rekonstruieren, sondern auch den Blick und das Denken des Botanikers.¹⁴⁸

¹⁴⁶ Foucault 1974, S. 177.

¹⁴⁷ Man könnte etwa an eine in 26 Felder eingeteilte Karteikarte denken, die ausgefüllt und in vielerlei Beziehung zu anderen Datensätzen gebracht wird. Dabei gilt es zu bedenken, daß die Interpretation der über die »Buchstaben der Pflanzen« gewonnenen Daten weder aus der Rasterung dieses Raums selbst noch aus der mechanischen Kombination der Datenfelder abgeleitet werden kann, sondern sich nur über eine komplexere Interpretation ganzer Datensätze ergibt.

¹⁴⁸ Daß dieser Befund um eine Beobachtung der materiellen Ordnungssysteme ergänzt werden muß, die nicht durch die diskursive Ordnung bestimmt sein müssen, sondern ihrerseits diskursive Ordnung konstituieren bzw. auf diese zurückwirken, zeigen Untersuchungen zu »botanischem Garten« und »Herbarienschränk«. Vgl. S.Müller-Wille 2001 und 2002b.